

ein dealer namens beethoven

musik hören als droge?

Wolfgang G.P. Heinsch

Weder der allgemeinen Medizin noch der allgemeinen Psychologie ist das Problem bewusst, allenfalls taucht das Thema noch am Rande der Arbeitsmedizin auf, sofern sie sich mit akustischen Phänomenen und ihren psycho-physischen Folgen beschäftigt: die Wirkung elektronischer bzw. elektronisch verstärkter Musik und speziell Bässe auf den menschlichen Körper und die Psyche. Wenn es überhaupt als existent auszumachen ist, dann plätschert das Thema in den Fachbereichen: Akustik, Musikpsychologie, Musiksoziologie und Musikpädagogik. Und hier wiederum eher auf die Untersuchung von Gehörschädigungen ausgerichtet und reduziert.

Selten beachtet dagegen, weil auch nicht so vordergründig auffallend und kaum richtig und handfest diagnostizierbar, sind die psycho-physiologischen Ausprägungen, die in den äußeren Erscheinungen als beispielsweise sogenannte Straßendiscons auftreten. Dabei wird dann manche Straßenzeile, manche Ampelkreuzung zum »Dröhnarium«, bei dem die vorherrschenden, überlauten Bässe Häuserwände und Autokarosserien durchdringen und beim freiwilligen wie unfreiwilligen Publikum zu einem kriechstromartig kribbelnd-vibrierenden Kreiselgefühl in der Magengegend führen. Die sommergemäßen offenen Cabriolets und heruntergelassene Autofenster verstärken diese Erscheinungen ins Radikale. »Lärmbelästigung« nennen die einen, »Musik hören« die anderen das Phänomen. Doch was vordergründig in der subjektiven Einschätzung zwischen Lust und Frust changiert, siedelt in wesentlich tieferen Schichten. Es sind die durch Lautstärke und Dauerkonsum auslösbaren Veränderungen im vegetativen und motorischen Nervensystem, die Wandlungen im insgesamten Rezeptionsverhalten unserer Gesellschaft, die hier nur ihre extreme Ausprägung erfahren. Spätestens mit der Entwicklung der Aufnahme- und Wiedergabetechnik von Schallereignissen, seit Radio, Fernsehen, Schallplatte, Kassette, CD und DVD ist das, was im-

mer noch den Namen Musik trägt, Alters- und Sozialschichten übergreifend, in nicht unerheblichen Teilbereichen zur Droge mutiert. Lautstärke, verstärkte Bässe, hämmerndes Rhythmusgetöse und Dauerbeschallung sind ihre Hauptingredienzien; massive psychosoziale und auch physische Auswirkungen ihr Ergebnis. Die Wissenschaft hat dafür den treffenden Begriff der »musikalischen Umweltverschmutzung« geprägt und Fakten herausgearbeitet, die zumindest zur Kenntnis genommen werden sollten.

Denen nachzuspüren ist es jedoch zunächst erforderlich, in Erinnerung zu rufen, dass Musik über Schallwellen funktioniert. Diese sind es, die wir aufnehmen und Musik stellt im Gesamtrund der täglich auf uns einströmenden Schallereignisse lediglich eine Sonderform, wenn auch mit sehr speziellen Ausprägungen dar.

Wir haben es mit zwei grundlegenden physikalischen Erscheinungen zu tun, mit

- Tonhöhe (Frequenz) = Zahl der Schwingungen in der Sekunde und
- Tonstärke (Amplitude) = Schwingungswerte, für die Lautstärke zuständig, die sich unter dem Begriff des Schalls bzw. der Schallwellen summieren. Schallwellen sind also Schwingungen in gasförmigen, flüssigen oder festen Körpern oder der Luft als Medium. Und sie können sehr unterschiedliche Funktionen, Aufgaben und Erscheinungen haben.

Man denke zum Beispiel an:

- Ultraschall – sei es als medizinisch genutzte Sonographie oder auch als Reinigungsinstrument/-werkzeug etwa für Uhrmacher und Optiker
- Schall als Geräusch, wenn die Schwingungen nicht periodisch sind
- Schall als Ton bei periodischen Schwingungen



- Schall als Waffe – hier sind es vor allem die Tonstärkenverhältnisse, die genutzt werden. »Sogenannte Schallkanonen (wurden) als nicht tödlich wirkende Waffe gegen Piraterie« eingesetzt und die New Yorker Polizei benutzte sie bei Demonstrationen, wobei die Angreifenden mit für Menschen unerträglichem Lärm beschallt wurden.
- Schall als Folter-, als ein Mordinstrument, das schon den alten Chinesen bekannt war: »Wer den Höchsten schmäht, der soll nicht gehängt werden, sondern Flötenspieler, Trommler und Lärmacher sollen ihm ohne Pause so lange vorspielen bis er tot zu Boden sinkt. Denn das ist der qualvollste Tod, den ein Mensch erleiden kann«, heißt es in einem Erlass des chinesischen Polizeiministers Ming-Ti aus dem 3. Jahrhundert vor Christus.

Zurück zur Musik: Schall und speziell der Schall mit periodischen Schwingungen, also Töne, und damit in gewisser Hinsicht Musik, gleich welcher Art und Kultur, sind allerdings eben nicht nur ästhetische Werte, sondern lösen in sehr unterschiedlichem Grade psychische und physische Impulse aus. So finden

sich in Untersuchungen Einflüsse von Musik auf Blutdruck, Atmung und Muskeltonus, wie sie sonst nur bei der Anwendung starker Medikamente zu beobachten sind. Der vom chinesischen Kulturkreis beabsichtigte Kollaps (wie im obigen Zitat vorgestellt), mag heute kaum mehr vorkommen und vorkommen können. Denn dies konnte nur da funktionieren, wo ein extremer und dazu dauerhafter Schallpegel die Ausnahme und nicht die Regel war. Wir Neuzeitler haben uns da anders eingerichtet.

Und so wird selbst das Kind im Mutterleib bereits gegen Schalleinflüsse unempfindlicher; sind alte Grenzlinien längst überschritten. Permanenz von Musikkonsum, fremd- wie selbstbestimmt, und die technisch dominierte Reproduktion von Musik stehen dafür Pate. Schall wird zum scheinbaren, beinahe unentziehbaren Reiz, und forciert als Folge eine Art Sucht. Dabei sind die hier beschriebenen Phänomene ausschließlich auf Musik im Zusammenhang mit technischer Umsetzung begrenzt. Weder der Konzertsaal noch die Oper – als Beispiele für sich heraushebende Einzelereignisse mit »Naturschall« – weisen in diese Richtung.

»In der lebendigen Musik des klassischen Orchesters und des älteren Unterhaltungsorchesters ist die gewohnte, »natürliche« Relation zwischen hohen und tiefen Frequenzen gewahrt. Die elektroakustische Übertragung hat die Möglichkeit geschaffen, diese ... Proportionen zu verändern ... Die Rauschgifte sind die tiefen Töne. Sie haben in uns Menschen eine neue Saite zum Schwingen gebracht ... Das neu entdeckte »Ohr« liegt tiefer und heißt Zwerchfell«, vermerkt der Soziologe Kurt Blaukopf schon in den frühen 80er-Jahren. Und da haben wir dann den Boden für dieses kriebelnd vibrierende Kreiselgefühl in der Magengegend, das drogenartig wirkende Spiralen formt. Wer im Hafen dieser Bassdroge angekommen ist, wird sie kaum mehr bewusst wahrnehmen, aber ihr mit immer neuem Konsumhunger hinterher jagen.

»Musik hören« findet da nicht mehr statt. Selbst Beethoven kann auf diese Weise zum »Dealer« werden. Denn das »wohlige« (?) Gefühl dieses Highseins- oder -werdens, schließt Konzentration und bewusste Wahrnehmung aus. Ein großer Teil der heute unter »Musik« firmierenden Produkte sind eigentlich Bauchresonanz-Drogen, die ihre Unifor-

mität kaschieren, mit scheinbaren Variablen kaum mehr Aufmerksamkeit erregender und beanspruchender Melodiefloskeln und rhythmusgestützter Bässe. Musik wird gemacht. So wie die vielen Verkaufsträger dieser Droge, die fast schon »industriell produzierten« Stilrichtungen und Stars auch.

Dass hier Süchte produziert werden, zeigt sich spätestens an den Entzugserscheinungen. Vom ausgeschalteten Autoradio zur tönenden HiFi-Anlage dauert es in der Regel gerade mal so lang, wie der Weg von der Garage ins Wohnzimmer braucht. Stille als Raum der Selbstbesinnung und Selbstbestimmung zu erfahren, haben wir verlernt, ja, können es kaum mehr ertragen. Selbst Meditation ist ohne tönenden Hintergrund nicht mehr vorstellbar. Und auch im ärztlichen Wartezimmer wird der Dauerbeschallung Tribut geleistet. Wer will denn da noch an Musik als autonome Geistigkeit denken? Gegen die Einnahme der Droge Musik können wir uns nicht wehren. Man kann die Augen verschließen – bei den Ohren geht das nicht. Schon gar nicht bei dem hohen Anteil fremdbestimmter Musik, der uns – neben der Straßendisco – im Supermarkt, am Arbeitsplatz, in Café und Restaurant, letztlich in allen Lebenslagen in unterschiedlicher Qualität und mit unterschiedlicher Manipulationstendenz überzieht. Denn der Versuch zu manipulieren ist es immer und allemal: ob verkaufsstrategisch intendiert, ob auf Arbeitstakt und Steigerung der Produktivität zielend, ob psycho-sozial, um Ängste abzubauen und Monotonien zu überspielen, oder emotionale Uniformität zu erreichen.

»Häufig bleibt immer noch die Frage, weshalb überlaute elektroverstärkte Musik so begehrt ist«, hat der Schweizer Musiker und Mediziner Jürg Frei einmal gefragt. Die Antwort ist gegeben, liegt vor. Der Kernpunkt liegt eben nicht alleine in der Lautstärke, wie hier vorgestellt werden konnte. Hilfe zur Bewältigung dieses Musikterrors ist von außen kaum zu erwarten. Selbsthilfe ist gefordert. Ein persönlicher, konkreter Ansatz wäre die Beschränkung des eigenbestimmten Musikkonsums; bewusstes Musik hören die daraus resultierende Aufgabe. Wahrscheinlich eine illusionäre Anregung. Vielleicht müssen wir einfach damit leben, wie es ist. Dann aber sollten wir – vielleicht auch ein bisschen läuternd – zumindest wissen was es ist, was wir tun und womit wir täglich konfrontiert sind. ■